

Zu viel Pathos, zu wenig Moral

Es fehlt eine breite öffentliche Diskussion über die ethischen Aspekte der Euro-, Finanz- und Wirtschaftskrise

Von Michael Bordt SJ

Mit Diskussionen über Fragen der Ethik tut man sich in Deutschland schwer. Natürlich mangelt es in Zeiten der Krise nicht an pathetisch vorgetragenen Forderungen verschiedener Interessenvertreter, die im Gewand der Ethik daherkommen. Es fehlt aber eine breite öffentliche Diskussion über die ethischen Aspekte der Krisen, von der Euro-, der Finanz- und Wirtschaftskrise, der drohenden Klimaerwärmung bis zur Frage nach einem erfolgreichen Vorgehen in Afghanistan.

Dabei können diese Krisen nur mit einer doppelten Strategie bewältigt werden. Es braucht Wissenschaftler und Praktiker, die ihr Fachwissen in einen politischen Dialog einbringen. Und es braucht Ethiker, denn jede große Krise hat auch eine ethische Dimension, die essentiell zu ihrer Bewältigung ist. Kein Wirtschaftswissenschaftler wird beispielsweise aufgrund seines Fachwissens beantworten können, ob Banken eine Pflicht gegenüber dem Gemeinwohl haben. Kein Unternehmer, ob Arbeitsplätze eines deutschen Unternehmens ins Ausland transferiert werden dürfen.

Die öffentlichen Erwartungen an Ethiker sind aber, vorsichtig ausgedrückt, gering. Nicht selten erlebt man, dass ethische Diskussionen eher einem Austausch von Geschmacksurteilen gleichen und wissenschaftliche Standards fehlen. Auf solche Debatten kann man getrost verzichten. In Deutschland kommt hinzu, dass Diskussionen leicht einen moralistischen Zungenschlag bekommen. Das liegt sicherlich auch an der Tradition, denn historisch verständlich orientiert man sich in der Ethik an dem Paradigma, das Immanuel Kant geprägt hat und mittlerweile in einer Art Vulgärkantianismus die Weise bestimmt, wie über ethische Fragen debattiert wird. Vereinfacht gesagt steht dahinter die Auffassung, dass wir Menschen in vielen Dingen unseres Lebens tun und lassen können, was wir wollen und jeder selbst wissen muss, was ihn glücklich macht. Dieser Bereich des menschlichen Lebens ist von der Ethik nicht betroffen. Manchmal kommen wir aber an die Grenze, die durch die Ethik und Moral gekennzeichnet ist. Jenseits dieser Grenze kommt dann die Ethik ins Spiel, und hier ist dann davon die Rede, dass etwas unbedingt getan oder verboten werden muss – und zwar argumentativ unabhängig davon, ob es dem Glück des Menschen oder dem Wohl eines Staates dient. Auch wenn Kants Ethik selbst nicht rigoristisch interpretiert werden muss, hat eine solche Ethik in seiner populären Form eine Tendenz zum Rigorismus und zum Moralisieren.

So verständlich es ist, dass man Diskussionen dieser Art müde ist – die Probleme, die wir lösen müssen, bleiben. Wie sollen ethische Debatten zwischen der Skylla subjektiver Beliebigkeit und der Charybdis eines moralisierenden Rigorismus geführt werden? An dieser Stelle lohnt ein Blick in die angelsächsische Welt. Seit einigen Jahrzehnten etabliert sich dort ein neues Paradigma, eine neue Art, nach Ethik zu fragen. Dabei unterscheiden sich die Lösungen, zu denen die neue Ethik kommt, oft nicht wesentlich von denen des Kant'schen Paradigmas. Der Weg und die Methode, Antworten zu finden, sind aber anders. Plakativ formuliert: Es geht primär nicht darum zu fragen, was wir tun sollen oder nicht tun dürfen, sondern was wir sinnvollerweise tun wollen. Was wir sollen, ergibt sich aus dem, was wir vernünftigerweise wollen können. Wollen bestimmt das Sollen und nicht umgekehrt.

„Tugendethik“ nennt sich das neue Paradigma. Das Wort ist etwas unglücklich, ebenso wie das Wort „Glücksethik“, das manchmal ebenfalls für diesen Ethiktyp verwandt wird. Beide Wörter haben historische Gründe, denn sie beziehen sich auf Aristoteles. Wenn er nach eudaimonia fragt (jenem Begriff, der manchmal missverständlich mit „Glück“ übersetzt wird), so fragt er danach, wie Menschen so leben können, dass ihr Leben gelingt. Im Zentrum einer aristotelischen Konzeption steht nicht ein Glücksgefühl, sondern die Einsicht, dass – modern gesprochen – Menschen so leben wollen, dass sie ihr Leben bejahen können. Sämtliche Pflichten und Verbote stehen im Dienst an dem guten und gelungenen Leben und müssen von daher begründet werden. Tugenden sind in dieser Konzeption diejenigen Charaktereigenschaften, die zum gelungenen Leben „taugen“, die Menschen also entwickeln müssen, damit ihr Leben gelingen kann.

Auch wenn der Dreh- und Angelpunkt der Tugendethik die individuelle Frage nach dem gelungenen Leben ist, so erschöpft sich eine solche Ethik doch nicht in einer Individualethik, denn Menschen leben in Gemeinschaft und sind auf Kooperation angewiesen. Das gilt heute mehr denn je, wenn die globalen Krisen auch nur ansatzweise bewältigt werden sollen. Aber die Legitimität einer Gesellschaftsordnung und der Sinn von Wirtschaftsregelungen sind jeweils auf das gelungene Leben bezogen.

Die Wirtschaft hat entsprechend die Aufgabe, den Menschen die materiellen Güter bereitzustellen, die sie für ein gelungenes Leben brauchen. Die Gesetze und Institutionen einer Gesellschaft messen sich daran, ob sie dem gelingenden Leben der Menschen helfen oder nicht. „In welcher Gesellschaft wollen wir leben?“ – das ist die Frage eines Tugendethikers. Es ist ermutigend, dass Ansätze dieser Art von Diskussion bereits zu sehen sind. In dem Verbot von Leerverkäufen beispielsweise spielt die Erwägung, dass eine Gesellschaft nicht wünschenswert ist, in der sich einige wenige dadurch bereichern können, dass Anderen ohne ihr Verschulden erheblicher Schaden zugefügt werden kann, eine größere Rolle als die Entrüstung über das moralische Fehlverhalten von Agenten am Finanzmarkt.

Das soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Frage danach, wie Leben gelingen kann und in welcher Gesellschaft wir leben wollen, in vielen Fällen außerordentlich schwer zu beantworten ist. Was können wir tatsächlich sinnvollerweise für unser Leben wollen? Irren wir uns nicht manchmal in dem Wert, den wir Dingen, die wir wollen, beimessen? Natürlich müssen beispielsweise Unternehmen Gewinne machen – aber ist die größtmögliche Maximierung des Gewinns in allen Fällen überhaupt ein sinnvolles Ziel, das, wenn es erreicht ist, das Leben von Menschen bereichert und besser macht? Die Bemühungen von Aristoteles zielen darauf zu zeigen, dass nur derjenige, der ethisch handelt, ein erfülltes, gelungenes Leben leben kann. Wenn dieser Zusammenhang auch in den Debatten heute herausgestellt werden würde, könnten ethische Diskussionen überzeugende Wege aus Krisen zeigen.

Michael Bordt SJ ist Rektor und Professor für Ästhetik, Philosophische Anthropologie und Geschichte der Philosophie an der Hochschule für Philosophie in München.

Dieser Artikel ist am 26.07.2010 in der Süddeutschen Zeitung veröffentlicht worden.